

## Gastkolumne

## Denkmäler sind flüchtig, was zählt, ist das Ethos

Unser Staat lebt nicht von eitlen Monumenten, sondern von sittlichen Werten. Die gibt es aber nur, wenn sie gelebt werden



Paul Widmer

Um 1780 wollte Abbé Raynal, ein französischer Literat, auf dem Rütli ein Denkmal errichten. Ein Obelisk sollte die eidgenössische Freiheit versinnbildlichen. Als Goethe davon hörte, schüttelte er den Kopf: Was für eine Narretei, die Schweiz brauche nichts dergleichen, ihre Verfassung sei ihr wahres Monument. Wie recht er hatte - auch wenn die Schweiz damals gar keine schriftliche Verfassung besass. Was ist schon ein Denkmal im Vergleich zu gelebten Sitten, zum Respekt vor den Grundlagen eines freiheitlichen Staatswesens? Ein schaler Ersatz, touristischer Klamauk statt Ethos. Zum Glück hatte die Urner Regierung wenig Musikgehör für das Anliegen.

Leider ist es nicht immer so. Unsere Gesellschaft prämiert die Aktivisten, die Denkmäler bauen. Wir kennen die Selbstdarsteller auf den Teppichetagen der Grosskonzerne. Mit kühnen Visionen wollen sie sich verewigen. Dabei schaden sie oft mehr, als sie nützen. In der Politik ist es nicht anders. Wir geben uns oft mit reiner Symbolpolitik zufrieden und honorieren umtriebigen Gebaren. Die Umsichtigen, die solches verhindern wollen, erhalten dagegen keinen Dank. Sie geraten rasch in Vergessenheit oder gehen gar als kurzsichtige Verhinderer in die Geschichte ein. Dabei ist ihr Verdienst

kaum geringer. Jeder Fortschritt ist eine Synthese von Bewahren und Verändern. Zwei Beispiele mögen die aktivistischen Verzerrungen illustrieren.

Der Historiker Jakob Tanner verfasste ein dickes Buch über die Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert. Er beschreibt den Ausbau des Sozialstaats als eine Auseinandersetzung zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum. Dabei rechnet er den Fortschritt überwiegend der Linken an. Okay. Unbestreitbar realisierte die Schweiz viele Sozialrechte nur unter deren Druck. Aber eine wichtige Frage stellt Tanner nie: Verdankt die Schweiz ihr Erfolgsmodell nicht auch der Tatsache, dass die Bürgerlichen etlichen Forderungen der Linken nicht nachgaben? Er stilisiert die einen zu Vätern von Vorlagen hoch, die anderen aber, die für Selbstbestimmung fochten und damit die Bürger vor höheren Steuern bewahrten, fallen durchs Sieb seines Geschichtswerks. Zum Glück ist das im Falle der Schweiz nicht so schlimm. Denn meistens ist es der Souverän, der den Ausbau an der Urne bremst. Und was will man mehr?

Das zweite Beispiel: Niemand wird die Verdienste von Bundesrat Adolf Ogi beim Bau der Neuen Alpentransversale bestreiten. Mit einem Enthusiasmus sondergleichen trieb er das Jahrhundertbauwerk voran. Eine grosse Leistung. Bei anderen Geschäften ist die Lage jedoch weniger eindeutig. So war der Wunsch, sich mit dem Genfer Maison de la Paix ein Denkmal zu setzen, wohl wichtiger als die Sache selbst.

Viele Verteidigungsminister verfügten nach dem Fall der Berliner Mauer über zu hohe Budgets. Folglich suchten sie nach neuen Aufgaben. Auch in der Schweiz. Da kam dem VBS-Chef der Vorschlag von Theo-



Wir honorieren umtriebigen Gebaren. Die Umsichtigen, die solches verhindern wollen, erhalten dagegen keinen Dank.

dor Winkler gelegen, dem Land mit neuen akademischen Institutionen international ein höheres sicherheitspolitisches Profil zu geben. Zuerst war Winkler mit dieser Idee an das EDA herantreten. Doch dort war man skeptisch. Also wandte er sich an das VBS. Hier stiess er auf offene Ohren. Ogi griff tief in die Schatulle. Vorerst entstand in Genf das Zentrum für Sicherheitspolitik, dann jenes für humanitäre Entminung.

Ogi war von den beiden Zentren so angegan, dass er, wie Winkler in seinen Memoiren schreibt, diesem mehrmals sagte: «Gib mir noch ein drittes Zentrum.» Mit welchem Aufgabenkreis? Das war nebensächlich. Hauptsache, ein weiteres Monument kam hinzu. So entstand das Zentrum für die demokratische Kontrolle der Streitkräfte - ein Gemischtwarenladen, über dessen Nutzen man auch zwanzig Jahre nach der Gründung noch geteilter Meinung sein kann. Was hätte wohl Goethe dazu gesagt? Ich vermute: Narretei. Euer Denkmal seien nicht irgendwelche Zentren, sondern euer Verteidigungswille.

Monumente kann man relativ leicht errichten; man kann sie auch - siehe die Auswüchse der Cancel-Culture - leicht zerstören. Mit dem Ethos ist es anders. Die sittlichen Grundlagen eines Staatswesens wollen gelebt sein. Ist das nicht mehr der Fall, gehen sie zugrunde. Endgültig. Dann helfen auch noch so ausgeklügelte Gesetze nicht weiter. Und Denkmäler sowieso nicht. Deshalb mein Rat: Tragt Sorge zum Ethos. Es ist die unverzichtbare Voraussetzung für unsere Demokratie. Ohne Ethos geht nichts.

Paul Widmer war Diplomat und HSG-Dozent und schreibt Sachbücher.

## Medienkritik

## Wer hat Angst vor neuen Massnahmen?



Aline Wanner

Es gibt Nachrichten, Reportagen, Interviews, Porträts - und seit Ausbruch der Pandemie noch eine weitere Textform: die Massnahmen-Spekulation. Mit einer merkwürdigen Mischung aus Katastrophenlust und Regelsehnsucht mutmassen Journalisten, allen voran des «Blicks», des «Tages-Anzeigers» und von «20 Minuten», mit welchen neuen Geboten der Bundesrat schon bald die Ausbreitung des Coronavirus bekämpfen könnte.

Das Phänomen lässt sich besonders gut in Wochen wie dieser beobachten, wenn die Fallzahlen wieder steigen. Am Montag meldeten einige Medien, es sei eine ausserordentliche Sitzung des Bundesrates geplant. Im «Tages-Anzeiger» war zu lesen, welche Massnahmen Gesundheitsminister Alain Berset vorschlagen werde: eine Beschränkung privater Treffen auf zehn Personen etwa, ein Verbot von Mannschaftssport oder die verkürzte Gültigkeit von Covid-Tests.

In den folgenden Tagen erfuhr man auf den Newsportalen des Landes, wie die Regierung wahlweise «das Zeppter» oder «das Heft» wieder «in die Hand» nehmen wolle und solle, dass es einen Lockdown für Ungeimpfte geben könnte, ein Tanzverbot, eine Home-Office-Pflicht. Bis der Bundesrat an der üblichen Freitagspressekonferenz die Spannung auflöste.

Informationen sind in einer Zeit der grossen Ungewissheit viel wert. Umso mehr gilt es, mit ihnen verantwortungsvoll und sorgsam umzugehen. Ob es nun regierungsnahen Quellen beim Bund oder in den Kantonen sind, die ihr Wissen bei Journalisten streuen, und so mit Macht und Ohnmacht spielen, oder nur Blattmacher, die sich freuen, wenn die Verdauung der Nutzerinnen und Nutzer zunimmt: Spekulationen sind Zeitverschwendung, sie bringen nichts ausser Angst und Aufregung. So haben uns doch die vergangenen Monate gelehrt: Wer Prognosen wagt, liegt meistens falsch.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

## 49 Prozent

## Warum Freunde wahre Freunde sind



Patrick Imhasly

Das ist das Paradox des Bankers: Er ist sehr zurückhaltend, wenn es darum geht, Geld in jemanden zu investieren, der das wirklich nötig hat. Denn braucht jemand unbedingt Geld, ist in den Augen des Bankers das Risiko gross, dass dieser Mensch zur schlechten Wette werden könnte - und am Ende der Banker selbst bankrottgeht. Der Banker ist damit das Gegenteil von echten Freunden: Diese unterstützen einen bedingungslos, sie sind eine soziale Versicherung, die ihre Leistungen unbürokratisch auszahlt und auf Erfolgskontrollen verzichtet.

Ich habe einen kleinen Kreis von engen Freunden. Mit den einen jasse und koche ich regelmässig - wobei wir uns gegenseitig zu

kulinarischen Höhenflügen antreiben. Mit den anderen koche und jasse ich in einer Art, die den verstorbenen Jasspapst Göpf Egg zu Tränen gerührt hätte. Jeweils im Sommer gehen wir auf eine zweitägige Wanderung, auf der wir Tutti und Hose-Abe spielen, bis die Balken krachen. Mit den dritten fahre ich seit über zehn Jahren jeden Frühling nach Italien, um am Meer die bevorstehende Sommersaison zu eröffnen. Früher haben wir Hotspots wie Neapel und Bologna angesteuert, inzwischen sind wir bei Italien für Fortgeschrittene angelangt: Livorno, Trapani oder Albenga.

Auch wenn die Bedeutung von Freunden unbestritten ist, so stellt sich doch die Frage, ob es Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt, wenn es darum geht, was einen wahren Freund oder eine wahre Freundin ausmacht. Amerikanische Psychologinnen haben das in einer Studie über Freundschaften innerhalb desselben Geschlechts untersucht, weil in einem solchen Setting eher enge freundschaftliche Beziehungen entstehen. In Experimenten mussten Frauen und Männer erklären, worauf sie bei einer Freundschaft besonders Wert legen, ob ihre

Freunde diesem Raster entsprechen und worauf sie bei einem Freund oder einer Freundin keinesfalls verzichten würden, wenn ihre Auswahl begrenzt wäre.

Männer bevorzugen Freunde, von denen sie sich einen konkreten Nutzen versprechen, also solche, die richtig reich sind oder zumindest einen hohen sozialen Status haben. Begehrt sind auch Freunde, die körperlich fit sind - man könnte ja in ein Gerangel geraten und ein paar Fäuste mehr benötigen -, sowie solche, die einem helfen könnten, an potenzielle Partnerinnen zu gelangen. Frauen hingegen fokussieren auf innere Werte. Ihnen ist wichtig, dass ihnen eine Freundin emotionale Unterstützung bieten kann und Vertraute in intimen Fragen ist. Aber zumindest in einem Punkt erhoffen sich auch Frauen von einer Freundin handfeste Vorteile: Sie soll ihnen ein «soziales Feedback» geben - man könnte auch sagen: Tratsch und Klatsch ungefiltert rapportieren.

Solche Muster seien ein Relikt aus früheren Zeiten, glauben die Forscherinnen. Über die Kulturen hinweg seien männliche Freundschaften durch grössere, weniger intime Gruppen charakterisiert gewesen.



Jeweils im Sommer gehen wir auf eine zweitägige Wanderung, auf der wir Tutti und Hose-Abe spielen, bis die Balken krachen.

Männer hätten Ressourcen und Territorien verteidigen müssen und deshalb jene Männer als Freunde bevorzugt, die ihnen dabei am meisten genützt hätten. Frauen hingegen hätten sich an Frauen gehalten, die ihnen halfen, sich in einem fremden Umfeld zurechtzufinden, wenn sie für einen Mann die eigene Familie verlassen mussten. Oder die sie dabei unterstützten, Kinder in einem stabilen Umfeld grosszuziehen.

Um ehrlich zu sein, lassen mich solche Erklärungen etwas ratlos zurück. Zu meinen besten Freunden zählen nicht nur Männer, sondern auch Frauen. Sie haben alle einen spannenden Job, aber Bundesräte oder Lottogewinner sind nicht darunter. Keiner von ihnen ist auf der Überholspur des Lebens, aber es sind geistreiche, witzige, offene und empathische Menschen, die sich nie mit jemandem prügeln würden. Ein bisschen so, wie man sich selbst gern sähe. Vielleicht liegt eher darin das Geheimnis echter Freundschaft: Wahre Freunde sind wie du und ich.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».